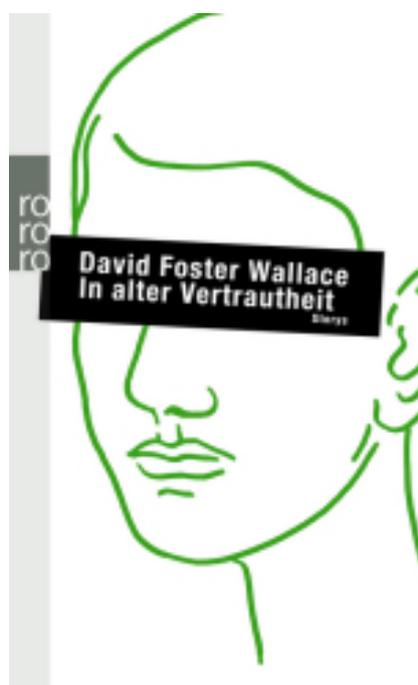


Leseprobe aus:

David Foster Wallace

In alter Vertrautheit



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

Neon in alter Vertrautheit

Ich war mein Leben lang ein Heuchler. Ungelogen. Ich habe praktisch die ganze Zeit nur versucht, bei anderen Leuten einen bestimmten Eindruck zu erwecken. Meistens wollte ich gemocht oder bewundert werden. Gut, vielleicht ist es ein bisschen komplizierter. Aber letzten Endes wollte ich gemocht und geliebt werden. Bewundert, bestätigt, beklatscht, egal. Die Schiene eben. In der Schule war ich gut, aber die eigentlich treibende Kraft bei der ganzen Sache war kein Wissensdurst oder Bildungswunsch, sondern nur, gut zu sein, gute Noten zu bekommen, in die Sportmannschaft aufgenommen zu werden und gut dazustehen. Ein gutes Zeugnis zu bekommen oder ein Sportabzeichen, das ich den Leuten zeigen konnte. Viel Spaß hat das nicht gemacht, weil ich immer Angst hatte, ich wäre nicht gut genug. Aus Angst habe ich mich echt ins Zeug gelegt, von daher habe ich mich immer gut geschlagen und am Ende das bekommen, was ich haben wollte. Aber wenn ich dann die beste Note geschafft hatte, in die Mannschaft der besten Spieler der Stadt aufgenommen worden war oder Angela Mead rumgekickt hatte und ihr die Hand auf die Brust legen durfte, habe ich fast nichts gespürt oder nur die Angst, dass ich das nicht noch einmal bekommen würde. Das nächste Mal oder die nächste Sache, was ich halt gerade haben wollte. Ich weiß

noch, als ich bei Angela Mead im Haus mit ihr unten im Freizeitkeller war und sie schon so weit hatte, dass ich ihr die Hand unter die Bluse schieben durfte, da habe ich diese weiche Lebendigkeit, oder wie ich ihre Brust beschreiben soll, eigentlich gar nicht mitbekommen, weil ich die ganze Zeit nur gedacht habe »Jetzt bin ich der Typ, der Mead an die Wäsche durfte«. Später fand ich das richtig traurig. Das war noch in der Mittelstufe. Sie war ein sehr großzügiges, stilles, zurückhaltendes und nachdenkliches Mädchen – heute ist sie Tierärztin und hat ihre eigene Praxis –, aber eigentlich habe ich sie nie richtig gesehen, ich konnte gar nichts sehen oder nur, wie sie mich wohl sah, immerhin war sie Cheerleader, und auf der Liste der meistbegehrten Mädchen in der Mittelstufe war sie in dem Jahr garantiert die Nummer zwei oder drei. Dabei war sie viel mehr als das, diese pubertären Listen und das Beliebtheitsgedöns, das war alles unter ihrem Niveau, aber bei mir konnte sie nie richtig sie selbst sein, ich habe nie gesehen, dass sie mehr war, obwohl ich immer erfolgreich den Typ markiert habe, mit dem man ernste Gespräche führen konnte, der wirklich auf sie einging und wissen wollte, wer sie tief in ihrem Inneren eigentlich war.

Später habe ich eine Analyse angefangen, das hat damals ja jeder gemacht, der Ende zwanzig war, zu Geld gekommen war, eine Familie hatte, oder was er sich sonst zu wünschen glaubte, und der dabei trotzdem nicht richtig glücklich war. Das haben damals viele von meinen Bekannten gemacht. Es hat nicht viel gebracht, aber wenigstens klang danach jeder so, als hätte er seine Probleme besser im Griff und könnte in den ganzen Diskussionen, die man damals führen musste, wenn man dazugehören wollte, ein paar neue Fachwörter und Konzepte anbieten. Kennt man ja. Ich war damals in Chicago in der Werbebranche tätig, hatte den Sprung vom Kontakter für eine große Con-

sulting-Firma geschafft und war mit nur neunundzwanzig Jahren zum Kreativpartner befördert worden, kann also guten Gewissens sagen, dass ich vom Glück begünstigt und auf der Überholspur des Lebens war, nur glücklich war ich nicht, egal, was *glücklich* jetzt bedeuten soll, aber das habe ich natürlich nie laut gesagt, weil das ja ein fürchterliches Klischee war – »die Tränen des Clowns«, »Richard Cory« usw. –, und die Leute, die mir etwas zu bedeuten schienen, wirkten immer viel trockener, zynischer und klischeefeindlicher als das, und von daher habe ich sie immer in dem Glauben gelassen, ich wäre genauso trocken und abgebrüht, habe gegähnt, meine Fingernägel gemustert und Sachen gesagt à la »*Bin ich glücklich?*« gehört zu den Fragen, die sich, so sie denn überhaupt gestellt werden müssen, selbst beantworten« usw. Jede Menge Zeit und Energie darauf verwendet, einen bestimmten Eindruck zu erwecken und Bestätigung oder Zustimmung zu finden, die ich dann gar nicht genießen konnte, weil sie nichts mit dem zu tun hatten, der ich tief drinnen wirklich war, und ich habe mich selbst angewidert, weil ich so ein Heuchler war, aber ich konnte nichts dagegen tun. Und was habe ich nicht alles versucht: EST, Rennradtouren nach Nova Scotia und zurück, Hypnose, Kokain, Sakralisations-Chiropraktik, Beitritt zu einer charismatischen Kirche, Joggen, ehrenamtliche Tätigkeit für das Ad Council, Meditationskurse, Freimaurer, Analyse, Landmark Forum, A Course in Miracles, einen Rechtshemisphären-Malworkshop, Zölibat, Sammeln und Restaurieren von Oldtimer-Korvetten und der Versuch, zwei Monate lang jede Nacht mit einer anderen Frau zu schlafen (unterm Strich habe ich sechsunddreißig von einundsechzig geschafft und mir eine Lymphopathia venerea zugezogen, die ich Freunden gestanden habe, wobei ich so getan habe, als wäre es mir peinlich, obwohl ich sie in Wirklichkeit nur beeindrucken wollte – was mir wohl auch

gelungen ist, obwohl sie das mit haufenweise Witzen auf meine Kosten bemäntelt haben –, aber in erster Linie fand ich mich in diesen zwei Monaten oberflächlich und notgeil, außerdem hatte ich ein ungeheures Schlafdefizit und war bei der Arbeit zu nichts zu gebrauchen – in der Zeit habe ich auch Kokain ausprobiert). Ich weiß, der Teil ist langweilig und langweilt wahrscheinlich auch Sie, aber es wird interessanter, wenn ich dann an die Stelle komme, wo ich mich umbringe und entdecke, was unmittelbar nach dem Tod mit einem Menschen passiert. Was die Liste angeht, war die Psychoanalyse so ziemlich das Letzte, was ich ausprobiert habe.

Mein Analytiker war ganz okay, ein groß gewachsener, sanfter, älterer Mann mit einem buschigen ingwerfarbenen Schnurrbart und einer angenehmen, irgendwie ungezwungenen Art. Ich weiß nicht, ob ich mich richtig erinnere, wie er im Leben war. Er konnte vergleichsweise gut zuhören und wirkte auf leicht distanzierte Weise interessiert und teilnahmsvoll. Am Anfang hatte ich den Eindruck, er fände mich unsympathisch oder meine Gegenwart sei ihm unbehaglich. Ich glaube, er hatte nicht oft mit Patienten zu tun, die schon wussten, wo ihr Problem lag. Außerdem war er ein ziemlicher Pillenfreak. Vor Antidepressiva schreckte ich zurück, ich wusste nicht, warum ich Pillen nehmen sollte, um kein Heuchler mehr zu sein. Ich habe gesagt, selbst wenn sie wirken, woher soll ich dann wissen, ob das auf mich oder auf die Tabletten zurückgeht? Da wusste ich schon, dass ich ein Heuchler war. Ich kannte mein Problem. Ich wurde es bloß nicht los. Ich weiß noch, dass ich bei den ersten zwanzig Sitzungen oder so ganz offen und ehrlich aufgetreten bin, aber in Wirklichkeit habe ich immer mit ihm gefochten oder ihn an der Nase herumgeführt, bloß weil ich ihm unbedingt zeigen musste, dass ich nicht zu diesen Dutzendpatienten gehörte, die bei ihm reingestolpert kamen

und keine Ahnung hatten, wo ihr Problem lag, oder deren Selbsterkenntnis total blockiert war. Im Grunde genommen wollte ich ihm bloß zeigen, dass ich genauso schlau war wie er und dass er kaum eine Chance hatte, etwas zu sehen, das ich nicht auch längst gesehen und mir zusammengereimt hatte. Dabei suchte ich Hilfe und wollte auch von ihm eigentlich Hilfe haben. Auch dass ich unglücklich war, habe ich ihm erst nach fünf oder sechs Analysemonaten erzählt, hauptsächlich weil ich nicht wie so ein weinerlicher, narzisstischer Yuppie dastehen wollte, wobei ich heute glaube, dass mir schon damals auf irgendeiner Ebene klar war, dass ich tief drinnen genau das war.

Am meisten mochte ich an dem Analytiker von Anfang an, dass sein Büro so ein Chaos war. Überall lagen Bücher und Papiere herum, und meistens musste er erst Sachen vom Stuhl wegräumen, damit ich mich hinsetzen konnte. Es gab kein Sofa, sondern ich saß in einem Sessel, und er saß mir gegenüber auf seinem ramponierten alten Schreibtischstuhl, über dessen Rückenlehne so eine Matte oder Cape aus Holzperlen zur Rückenmassage gespannt war, wie Taxifahrer sie in ihren Taxis manchmal über der Fahrersitzlehne haben. Auch das mochte ich, den Schreibtischstuhl und die Tatsache, dass der ein bisschen zu klein für ihn war (er war ja ziemlich groß), so dass er fast gekrümmt dasitzen musste und die Füße flach auf den Boden stellte; manchmal verschränkte er aber auch die Hände hinter dem Kopf und lehnte sich auf dem Stuhl so weit zurück, dass dessen Rückenlehne fürchterlich quietschte. Irgendwie hat es ja immer was Gönnerhaftes oder Herablassendes, wenn die Leute die Beine übereinander schlagen, wenn sie mit einem reden, und auf diesem Schreibtischstuhl ging das einfach nicht – wenn er die Beine übereinander geschlagen hätte, dann hätte sein Knie fast sein Kinn berührt. Aus unerfindlichen Gründen war er nie losgezogen, um sich einen größeren

oder stilvolleren Schreibtischstuhl zu besorgen, und hatte auch nie die Federn des Mittelgelenks geölt, damit sie nicht mehr so quietschten, ein Geräusch, das mich die Wände hochgetrieben hätte, wenn das mein Stuhl gewesen wäre und ich den ganzen Tag darauf hätte sitzen müssen. Das alles ist mir praktisch sofort aufgefallen. Das kleine Büro roch auch nach Pfeifentabak, was ich sehr angenehm finde, außerdem hat sich Dr. Gustafson nie Notizen gemacht oder alles mit einer Frage beantwortet oder sonst ein Analytikerklischee bedient, was die ganze Angelegenheit viel zu scheußlich gemacht hätte, um weiter hinzugehen, egal, ob es nun geholfen hätte oder nicht. Insgesamt war er einfach ein liebenswerter, unorganisierter, lockerer Typ, und es wurde sogar wirklich etwas besser, nachdem mir klar geworden war, dass er mich anscheinend gar nicht von meinen Spiegelfechtereien abhalten wollte und davon, alle seine Fragen vorwegzunehmen, bloß um zu zeigen, dass ich die Antworten schon kannte – seine \$ 65 bekam er ja sowieso –, und da konnte ich damit herausrücken, dass ich ein Heuchler war und mich entfremdet fühlte (ich musste natürlich den Nobelpreis wählen, aber die Wahrheit war es trotzdem) und das Gefühl hatte, ich würde den Rest meines Lebens so verbringen und mich total unglücklich fühlen. Ich habe ihm gesagt, ich würde niemandem die Schuld daran geben, dass ich so ein Heuchler war. Ich bin adoptiert worden, aber schon als Baby, und die Stiefeltern, die mich adoptiert hatten, waren besser und netter als die meisten leiblichen Eltern, die ich im Lauf der Zeit kennen gelernt habe, und ich bin nie angeschrien oder verhauen oder unter Druck gesetzt worden, im Baseball die .400 zu schlagen oder so, und sie haben eine zweite Hypothek aufgenommen, damit ich auf eine Eliteuniversität gehen konnte, obwohl ich mit einem Stipendium an der University of Wisconsin in Eau Claire hätte studieren können usw. Niemand hatte mir

je etwas angetan, alle meine Probleme waren selbst gemacht. Ich war ein Heuchler, und an meiner Einsamkeit war ich selber schuld (als er *schuld* hörte, spitzte er natürlich die Ohren, das ist ja ein aufgeladener Begriff), weil ich so total ich-bezogen und falsch war, dass ich alles danach beurteilte, wie ich in den Augen der Leute dastand und was ich machen musste, um bei ihnen den Eindruck von mir zu erwecken, den ich vermitteln wollte. Ich sagte, ich würde mein Problem kennen, ich würde es bloß nicht los. Ich gab Dr. Gustafson gegenüber auch zu, dass ich ihn am Anfang zum Narren gehalten hätte, damit er mich auch garantiert als clever und selbstkritisch ansähe, dabei hätte ich von Anfang an gewusst, dass es Zeit- und Geldverschwendung war, in der Analyse herumzuspielen und mich aufzuplustern, aber anscheinend hätte ich nicht anders gekonnt, sondern mich automatisch so verhalten. Da musste er lächeln, und ich weiß noch, dass das das erste Mal war, dass ich ihn lächeln sah. Was nicht heißen soll, dass er mürrisch oder humorlos war, er hatte ein großes rotes freundliches Gesicht und ein sehr angenehmes Auftreten, trotz-dem war es das erste Mal, dass er wie ein ganz normaler Mensch bei einem ganz normalen Gespräch lächelte. Im selben Augenblick wusste ich auch schon, wo ich mir eine Blöße gegeben hatte – und genau die sprach er natürlich an. »Wenn ich Sie richtig verstanden habe«, sagte er, »wollen Sie damit sagen, dass Sie im Grunde ein berechnender, manipulativer Mensch sind und immer das sagen, wofür andere Menschen Sie mögen oder was bei ihnen den von Ihnen gewünschten Eindruck hinterlässt.« Ich habe gesagt, das wäre vielleicht etwas vereinfacht, aber grundsätzlich richtig, und da sagte er, wenn er mich richtig verstanden hätte, wolle ich sagen, dass ich das Gefühl hätte, in diesem falschen Verhalten gefangen zu sein, dass ich mich gar nicht mehr öffnen und die Wahrheit sagen könne, unabhängig davon, ob ich in den Augen anderer

dann gut oder schlecht dastünde. Und ich habe etwas resigniert ja gesagt und dass mein Hirn schon immer auf diese falsche, berechnende Weise drauflosgefeuert hätte, als würde ich mit dem Rest der Welt immerzu Schach spielen und mir ausrechnen, dass ich den und den Zug machen müsste, wenn ich wollte, dass sie dann den und den Zug machten. Er fragte, ob ich mal Schach gespielt hätte, und ich sagte, in der Mittelstufe eine Zeit lang, aber ich hätte aufgehört, weil ich nicht so gut werden konnte, wie ich werden wollte, und es sei frustrierend, gut genug zu werden, um zu wissen, wie es wäre, richtig gut zu sein, ohne auch selber so richtig gut werden zu können usw. Ich trug ziemlich dick auf, weil ich hoffte, ihn von der großen Erkenntnis abzubringen und von der Frage, der ich ins offene Messer laufen musste. Aber er ließ sich nicht ablenken. Er lehnte sich in seinem Quietschestuhl zurück und zog eine Show ab, als müsse er scharf nachdenken – wahrscheinlich hat er gedacht, dass er seine \$ 65 an dem Tag redlich verdient hatte. In diesen Gesprächspausen zwirbelte er sich immer unbewusst den Schnurrbart. Ich war ziemlich sicher, er würde sinngemäß fragen, »Wie konnten Sie dann das tun, was Sie jetzt gerade getan haben?«, anders gesagt, wie konnte ich mein Heucheln ehrlich gestehen, wenn ich wirklich ein Heuchler war, noch anders gesagt, er dachte, er hätte mich in logische Widersprüche verwickelt oder bei einem Paradox ertappt. Und ich habe mitgespielt und den Blödmann gegeben, wahrscheinlich um es ihn aussprechen zu lassen, weil ich da noch hoffte, er könne etwas Scharfsinnigeres oder Intelligenteres sagen, als ich erwartet hatte. Teils aber auch, weil ich ihn mochte; ich mochte es, wie er ehrlich erfreut und aufgeregt war angesichts der Möglichkeit zu helfen, gleichzeitig aber sein Mienenspiel unter professionelle Kontrolle zu bringen versuchte, damit seine Aufregung nur wie Freundlichkeit oder nüchternes Interesse an meinem Fall oder so

aussah. Es war schwer, ihn nicht zu mögen, er hatte ein einnehmendes Wesen, wie es so schön heißt. Was die Dekoration anging, hingen an der Bürowand hinter seinem Stuhl zwei gerahmte Drucke, das eine war dieser Wyeth, wo das kleine Mädchen durch das Weizenfeld den Hügel hoch aufs Farmhaus zukrabbelt, das andere war ein Stilleben von Cézanne, das mit den zwei Äpfeln in einer Schale auf dem Tisch. (Dass es ein Cézanne war, wusste ich, ehrlich gesagt, nur, weil es ein Poster vom Art Institute war und unter dem Bild selbst den Hinweis auf eine Cézanne-Ausstellung hatte, und das Stilleben war auf schräge Weise unangenehm, vielleicht war die Perspektive oder der Stil leicht verrutscht, jedenfalls sah der Tisch schief aus, und die Äpfel wirkten fast viereckig.) Die Drucke hingen da offensichtlich, damit die Patienten des Analytikers etwas zum Anschauen hatten, denn viele Leute wollen beim Reden etwas an der Wand betrachten oder sich im Zimmer umsehen. Mir fiel es aber nicht schwer, ihm die meiste Zeit in die Augen zu sehen. Er verstand es gut, einem die Befangenheit zu nehmen, da gab es überhaupt keine Frage. Ich gab mich aber keinen Illusionen hin, dass er deswegen auch schon genug Einblick oder Feuerkraft mitbrächte, um einen Weg zu finden, mir zu helfen.

Es gab ein grundlegendes logisches Paradox, das ich das »Heuchlerparadox« nannte und das ich mehr oder weniger selbstständig entdeckt hatte, als ich im Grundstudium ein Seminar in mathematischer Logik belegt hatte. Ich weiß noch, dass das eine riesige Vorlesung war, die zweimal die Woche in einem Hörsaal stattfand, wo der Professor auf der Bühne stand, und freitags gab es zusätzliche Tutorien bei seinem Assistenten, der nichts anderes als mathematische Logik zu kennen schien. (Die beste Note bekam man schon, wenn man nur mit dem vorgeschriebenen Handbuch dasaß, das der Professor herausgegeben hatte, und die ver-